



# Leseprobe

Marcel Möring  
**Im Wald**  
Roman

---

"Ein überzeugendes Stück europäischer Kultur: mutig in seinen Fragestellungen, mitreißend im Ton, überzeugend in seiner poetischen Klarheit." *Peter Henning / Berliner Zeitung*

Bestellen Sie mit einem Klick für 22,99 €



---

Seiten: 512

Erscheinungstermin: 29. April 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### **Die Stunde der wahren Empfindung.**

Im Wald, in einem großen alten Haus auf einem Hügel, hat der Schriftsteller Marcus Kolpa vor langer Zeit Zuflucht vor der Welt gesucht. Doch als er die Nachricht vom Tod seiner Mutter erhält, holen ihn all die Fragen wieder ein, denen er mit seinem Einsiedlerdasein zu entkommen versucht hat. Und er muss sich eingestehen, dass er zu lange keine Gefühle an sich herangelassen hat und vergeblich die Vergangenheit verdrängen wollte ...

Die Welt als heillosen Ort – niemals will und kann Marcus Kolpa das akzeptieren. Dagegen schreibt er an, darüber diskutiert er mit seinen Freunden, und deswegen wird er im Laufe der Zeit zum brillanten Zyniker. Als er Anfang der Achtziger mit seiner Frau Chaja zusammen eine Tochter bekommt, ist er für kurze Zeit glücklich. Dann verschwindet Chaja spurlos, und Marcus schreibt, während er Rebecca allein großzieht, ein Buch, das er nie vorhatte zu schreiben und mit dem er über Nacht berühmt und reich wird. Als ihm der Trubel der Welt zu viel wird, zieht er sich mit Rebecca in ein altes Haus auf einem Hügel im Wald zurück. Marcus scheint sich eingerichtet zu haben in seinem Leben, kultiviert seine Rolle als Eremit, auch als Rebecca erwachsen wird und fortgeht. Doch dann erreicht ihn die Nachricht, dass seine Mutter in Israel gestorben ist. Und mit einem Mal besteht sein bis dahin scheinbar so fest gefügtes Leben nur noch aus schmerzlichen Fragen: Warum ging seine Mutter fort? Wie war ihre Beziehung zu einem geheimnisvollen Amerikaner, von dem er bis dahin nie etwas gehört hat? Wer ist sein Vater? Warum ist seine Frau Chaja damals verschwunden? Lebt sie noch? Warum hat er sich all die Jahre in der Einsamkeit vergraben? Mit Hilfe seiner Tochter beginnt er, nach Antworten zu suchen und sich der Vergangenheit und den Rissen in seinem Leben zu stellen. Marcel Mörings neuer Roman ist ein

Marcel Möring  
Im Wald

Marcel Möring

# Im Wald

Roman

Aus dem Niederländischen von  
Helga van Beuningen

Luchterhand

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel  
*Louteringsberg* bei De Bezige Bij, Amsterdam.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier EOS  
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2011 Marcel Möring

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

Luchterhand Literaturverlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Der Verlag konnte nicht alle Rechteinhaber ausfindig machen.

Berechtigte Ansprüche mögen bitte dem Verlag gemeldet werden.

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-630-87393-0

[www.luchterhand-literaturverlag.de](http://www.luchterhand-literaturverlag.de)

Bitte besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de](http://www.transatlantik.de)

[facebook.com/luchterhandverlag](https://facebook.com/luchterhandverlag)

[twitter.com/LuchterhandLit](https://twitter.com/LuchterhandLit)

One need not be a Chamber – to be Haunted –  
One need not be a House –  
The Brain has Corridors – surpassing  
Material Place –

Emily Dickinson, aus: *The Complete Poems*

Für Barbara

# Inhalt

Glaubst du, dass du bist, wo du sein willst?	11
Gib mir nun endlich, was ich immer schon hatte	139
Dort, hinter den Bergen, in einem Land, das keiner kennt	223
Wohin gehen wir?	357
Mitten in der Nacht, in einem dunklen Wald	429

Glaubst du, dass du bist,  
wo du sein willst?

BECKY WAR FÜNF, als wir hierherzogen. Das war Ende der achtziger Jahre, und obwohl unser Umzug in ein abgelegenes Haus auf einem Hügel inmitten ausgedehnter Wälder den Beginn von etwas Neuem bedeutete, war er zugleich ein Abschluss.

Das Haus hatte fast zehn Jahre leergestanden. Während der Besichtigung hatte der Makler, ein kettenrauchender Liberaler in Blazer und grauer Flanellhose, uns triefend vor Skepsis in einer, wie es aussah, halben Ruine herumgeführt. Auf dem Dach lagen Planen zum Schutz vor dem Regen, es fehlten Türen, die Treppe war ein Wrack, und überall hing der erdige Geruch nach Schimmel und nassem Holz. Wir folgten dem Makler durch die Räume bis ganz nach oben, wo der mittlere Teil des Dachstuhls auf den Dachgeschossboden gestürzt war und der hellblaue Frühlingshimmel durch die Ritzen zwischen den Planen zu sehen war.

»Wem gehört es?«, fragte ich, als wir wieder unten waren und in dem standen, was einmal ein Salon gewesen sein musste, vom letzten Eigentümer aber offenbar als Bibliothek genutzt worden war.

»Einem Amerikaner«, sagte der Makler widerwillig.

Ich sah ihn fragend an, aber er schien keine große Lust zu haben, das Thema zu vertiefen.

»Und er ist...?«

»... zurück nach Amerika.«

Wir gingen hinaus, wo unsere Autos vor dem Waldrand warteten, sein grüner Jaguar und mein alter roter Volvo Kombi.

»Der Preis ist zu hoch«, sagte ich. »Ich mache Ihnen ein Gegenangebot.«

Der Makler lächelte abfällig.

»Hören Sie mal«, sagte ich. »Für jemand, der hierfür eine nette Provision einstreichen kann, legen Sie keine große Begeisterung an den Tag.«

Er senkte den Kopf ein wenig und sah mich unter den Augenbrauen hervor an. Dann begann er in seinen Blazertaschen zu nesteln. Er zog seine Zigaretten heraus, zündete eine an und inhalierte, als hinge er an der Sauerstoffflasche.

»Das Haus da ...«, sagte er nach einer Weile. Er wich meinem Blick aus, wollte aber offenbar auch nicht auf das Haus schauen. Das Ergebnis war, dass er schließlich ziemlich visionär aus seinen Rauchwolken heraus ins Leere starrte.

Ich zog eine Augenbraue hoch und wartete auf eine nähere Erläuterung, doch die kam nicht. Ich fragte mich, wie ein so wenig gesprächiger Mann so gute Geschäfte machen konnte, dass ein Jaguar dabei herausgesprungen war.

»Was ist mit dem Haus?«

Er zuckte mit den Achseln.

»Ich find es irgendwie gruselig.«

»Warum?«

»Was?«

»Warum ist es Ihnen nicht geheuer ...«

Er schüttelte den Kopf.

»Die einsame Lage ... Mitten im Wald. Hier auf dem Hügel. Ich weiß nicht ... Irgendwas ist mit diesem Haus.«

»Berg«, sagte ich. »Vergessen Sie nicht, wir Holländer nennen das einen Berg. Ich hab mal einen Engländer gekannt, der fragte, nachdem ich ihm erklärt hatte, dass wir unsere Hügel Berge nennen, ob ein Hügel bei uns dann vielleicht ein Loch im Boden ist.«

Es entlockte ihm kein Lächeln.

»Schauen Sie zu, dass Sie morgen erreichbar sind«, sagte ich.

Er öffnete den Mund, doch ich beschloss, ihn zu ignorieren.

»Wir sehen uns hier noch ein bisschen um«, sagte ich.

Er blinzelte und zögerte kurz. Dann stieg er in sein Auto und fuhr knirschend den Kiesweg hinunter. Ich sah ihn in den Rückspiegel schauen, während der Wagen im Wald verschwand.

»Na, mein Schatz, was hältst du davon?«

Becky, die meinen Zeigefinger umklammerte, blickte zum Haus.

»Gibt's da Gespenster?«

»In dem Haus? Nein, ich glaube nicht. Glaubst du, dass da Gespenster drin wohnen?«

Sie nickte.

Ich nahm sie auf den Arm und ging über den Rasen. Da standen wir nun vor dem riesigen Gebäude und schauten auf die toten Augen der Fenster und den geschlossenen Mund der Flügeltür.

»Und was tun wir dagegen?«

Becky wand sich in meinen Armen, und ich setzte sie ab. Sie rannte in ihrem Flatterkleidchen bis zum Rand der Rasenfläche, blieb da stehen, legte die Hände an den Mund und rief, so laut sie konnte: »Buh!«

»Ich denke, das hat geholfen«, sagte ich, als ich neben ihr stand. »Kein Gespenst traut sich zu bleiben, wenn Rebecca Kolpa ›Buh!‹ ruft. Meinst du, ich soll auch noch mal rufen?«

Sie blickte zu mir auf und dachte kurz nach. Dann schüttelte sie den Kopf.

»Nein«, sagte ich. »Ich glaube auch nicht, dass Gespenster vor mir Angst haben.«

»Ich jag sie weg«, sagte Becky.

Ich nickte.

»Immer«, sagte sie.

Ich hob sie hoch und ging mit ihr zum Auto.

»Becky verjagt die Gespenster«, sagte ich. »Ich verlass mich drauf.«

Ein halbes Jahr später zogen wir um. Während dieser sechs Monate hatten ein schweigsamer Bauunternehmer und ein ebenso schweigsamer Trupp von Handwerkern das Dach abgedichtet, Heizungsrohre unter die Fußböden und Elektroleitungen unter Putz verlegt und eine Menge anderer Dinge getan, die für mich unsichtbar blieben, dem Bauunternehmer zufolge aber »ap-so-lutt not-wän-dig« waren, wie er unablässig beteuerte, sobald er wieder mit einer Rechnung über zusätzliche Arbeiten ankam.

Es war Oktober. Wir hielten auf dem knirschenden Kies der kreisförmigen Auffahrt. Eine milde Herbstsonne stand knapp über den Baumkronen und legte ein weiches, altes Licht über unser neues Haus. Es war trocken und noch nicht kalt.

Becky, die eine Woche später sechs werden würde, sprang aus dem Auto und rannte auf den Rasen, der mitten in dem Kieskreis lag. Dort blieb sie stehen. In ihrem knallroten Wintermantel glich sie einem Waldwesen, einer Märchenfigur, die hier bereits mehr zu Hause war als ich.

Ich lud unsere Koffer aus und trug sie zur Haustür, wo ich sie nebeneinander auf die oberste Treppenstufe stellte. Dann sah ich mich um. Becky stand noch immer mitten auf dem Gras und starrte aufs Haus. Ich ging zu ihr und stellte mich neben sie.

»Na, Rotkäppchen, woran denkst du?«

Sie schob ihre Hand in meine und schaute weiter starr geradeaus. Erst nach einer kleinen Weile blickte sie zur Seite, ziemlich ernst, und sagte dann mit leisem Nachdruck: »Die Gespenster sind fort.«

»Gesp...«

Ich hatte nicht gedacht, dass ihre Angst so tief saß. Seit der Besichtigung war davon nicht mehr die Rede gewesen. Vielleicht hätte ich es ansprechen sollen. Aber ich war zu beschäftigt gewesen mit dem Umbau, dem Aussuchen der Materialien, dem ganzen Kleinkram des Alltags.

Ich hatte sie aus einer Umgebung herausgeholt, die sie kannte – die Schule, in die sie erst seit einem Jahr ging, ihre Freunde und Freundinnen –, und jetzt nahm ich sie mit in ein abgeschiedenes Haus auf einem Hügel im fernen Osten des Landes. Um uns herum nichts als dichte Wälder und hügelige Heideflächen. Hatte ich zu wenig Rücksicht auf meine Tochter genommen, während ich mit Scheuklappen auf mein Ziel zustürmte: einen Ort auf der Welt, an dem ich unsichtbar und unerreichbar sein konnte?

»Lieber Schatz«, sagte ich. »Ich denke...«

Becky trabte los in Richtung Tür und zog mich mit.

»Becky...«, versuchte ich es noch einmal.

Sie aber ging weiter mit ihren kurzen Schritten, zielstrebig und entschlossen, bis wir zu den Eingangsstufen kamen. Dort, ihre Hand noch immer in meiner, sagte sie: »Hier brauchst du keine Angst haben.«

»Zu haben...«, sagte ich. »Brauchst du keine Angst zu haben.«

Ich blickte hinunter auf die roten Locken, den roten Mantel.

»Wenn du schläfst, brauchst du keine Angst zu haben«, sagte Becky.

»Hattest du denn welche?«, fragte ich. »Hattest du Angst?«

Sie sah mich stirnrunzelnd an. Dann schüttelte sie den Kopf.

»Ich nicht. Du.«

Ich lächelte über die unnachahmliche Schlauheit der Psyche und darüber, wie sie verdrängte und projizierte.

»Becky«, sagte ich. »Ich denke, hier werde ich nie Angst haben. Du hast die Gespenster ja fortgejagt. Aber wenn du mal Angst hast, kommst du dann gleich zu mir?«

Sie ließ meine Hand los und griff nach dem roten Pappköfcherchen, in das sie ihre Toilettentasche, zwei Bücher und Herrn Cohen, ihr großes Plüschhörnchen, gelegt hatte. Sie stand auf der obersten Treppenstufe.

»Ich habe nie Angst«, sagte sie.

»Oh«, sagte ich, von der Kraft beeindruckt, mit der sie ihre Angst vor Gespenstern und Geistern von sich geschoben hatte.

»Ich habe keine schlimmen Träume.«

Erst da ging mir auf, dass sie nicht versucht hatte, ihre Angst beherrschbar zu machen, indem sie sie mir zuschrieb, sondern dass die Gespenster, von denen sie sprach, meine Gespenster waren. Sie meinte meine Alpträume, die wirbelnden schwarzen Träume, aus denen ich manchmal schreiend erwachte und an die sie offenbar so gewöhnt war, dass sie beschlossen hatte, ich hätte Angst vor dem, was in ihrer Erlebniswelt das Gruseligste sein musste: Gespenster. Ich fühlte mich beschämt. Beschämt und ... ja: hilflos. Ich fühlte mich hilflos, weil ich merkte, wie unzulänglich ich als Alleinerzieher eines Kindes, meiner Tochter war, des Kindes, dem ich alles geben wollte. Hier, vor dem Haus, in dem wir wohnen würden, war mir auf einmal klar, dass mein »alles« nicht besonders viel war. Ich mit meinen Schwächen und meiner Düsterei, meinen Alpträumen, meinem Wunsch, mit der Welt nichts mehr zu tun zu haben, was konnte ich für sie sein? Wie konnte ich sie außerhalb der Gesellschaft aufwachsen lassen, allein mit mir, an diesem gottverlassenen Ort?

»Komm«, sagte ich und schüttelte den Kopf, als könnte ich die plötzliche Düsterei ebenso leicht loswerden, wie ein Hund sich der nassen Tropfen in seinem Fell entledigt. »Komm«, sagte ich. »Wir gehen rein, Rotkäppchen. Wir schauen uns jetzt mal an, was sie aus unserem Haus gemacht haben.« Ich steckte den großen Schlüssel in die Tür und schloss auf.

Wir machten einen Rundgang durchs Erdgeschoss. In jedem Zimmer rief Becky, dieses sei das allergrößte. Als wir auf der oberen Etage angekommen waren, rannte sie voraus. Sie stieß die Tür zu meinem Zimmer auf.

»Hier schläfst du«, rief sie.

Sie rannte zum gegenüber gelegenen Badezimmer und stieß auch diese Tür auf.

»Und hier waschen wir uns!«

Danach ging sie gewichtig zu ihrem Zimmer, das sie sich schon vor einigen Monaten ausgesucht hatte, als wir uns die Umbauarbeiten anschauten und dabei den Löchern im Fußboden ausweichen und über Stapel von PVC-Rohren und Gipsputzsäcken steigen mussten. Es lag direkt neben meinem. Damals dachte ich, sie wähle dieses aus, um in meiner Nähe zu sein, aber jetzt war ich mir dessen nicht mehr so sicher. Vielleicht wollte sie dort schlafen, um mir zu Hilfe zu eilen, wenn ich Angst vor Gespenstern bekam. Sie öffnete die Tür, ganz langsam, schaute hinein, und dann blickte sie über ihre Schulter und sagte: »Und hier?«

Ich stellte mich neben sie und spähte hinein.

Mit Hilfe des Maklers hatte ich eine Innenarchitektin gefunden, die anhand meiner Liste mit Wünschen und Forderungen das Haus eingerichtet hatte. Wir hatten uns zweimal getroffen. Einmal in einer Raststätte an der Autobahn, wo wir Vereinbarungen über die Arbeiten und die Kosten trafen, und danach noch einmal, um den Fortgang zu besprechen.

Beim ersten Mal hatten wir uns an einem Tisch in einem viel zu großen, leeren Restaurant gegenübergesessen, während die Sommersonne auf das Wasser des angrenzenden Sees leuchtete. Wir tranken Kaffee und besprachen meine Wünsche. Sie hatte mir mit ernstem und zugleich irgendwie fasziniertem Blick zugehört. Der Stift in ihrer Hand wanderte Punkt für Punkt die Liste entlang, die ich ausgedruckt hatte, und ab und an blickte sie auf, und ich sah Augen, die nicht nur zu fragen schienen, weshalb ich zwei Bulthaup-Küchentische in meinem Arbeitszimmer haben wollte. Wer bist du? Was willst du vom Leben? Wo kommst du her? Wo gehst du hin? Das fragten diese Augen.

Während des Umbaus rief sie ein paarmal an, um zu sagen, dass die Fliesen im Bad ersetzt werden müssten und ob sie eine bestimmte Sorte von neuen kaufen dürfe, oder um anzukündi-

gen, dass sie mit der Einrichtung fertig sei und ein Reinigungsunternehmen gefunden habe, das das Haus auf unsere Ankunft vorbereiten könne. Sie hatte auch gesagt, wann die Möbelpacker kämen und ob ich auf dem Grundriss bitte einzeichnen könne, wo alles hinsolle.

Becky bewunderte ihr Zimmer, das nach dem Bild eingerichtet war, das sie vor Monaten gemalt hatte (warmgelbe Wände, eine blaue Decke mit Sternen und auf den orangerot gestrichenen Bodenbrettern ein runder indigoblauer Teppich, den sie »den kleinen See« genannt hatte). Ihre Kleidung hing, nach Art und Farbe geordnet, in einem blauen Schrank, auf ihrem gelben Nachttisch stand der große Mickymauswecker, und daneben lag *Nils Holgersson*, bereit, vorgelesen zu werden. Ihre Schuhe standen auf einem Regalbrett aufgereiht, darunter ihre Stiefel und Pantoffeln. Das Bett war bereits bezogen, und auf dem Kissen lag ihr Schlafanzug, ordentlich gefaltet.

Meine kleine rothaarige Tochter war tief beeindruckt. Lange Zeit kam kein Wort von ihr. Dann, es klang wie ein Seufzer, sagte sie: »Ge-na-hau wie mein Bild.«

»Kann man wohl sagen«, meinte ich. »Als ob du in deinem eigenen Bild wohnst.«

Sie sah mich mit einem Blick an, der nachdenklich und gleichzeitig wach war.

Eine Stunde später, als wir unsere Koffer ausgepackt hatten und in der Küche Tee kochten, die »ge-na-hau« meiner Zeichnung entsprach, ertönte die Klingel in der großen Eingangsdiele. Becky rannte zur Tür, während ich zur Buche schaute, die auf der Grasfläche hinter dem Haus zeitlos dastand. Ich hörte Beckys helle Stimme und die kaum zu verstehenden Antworten einer Frau. Die Küchentür ging auf. Meine Tochter und die Frau, die unser Haus eingerichtet hatte, standen auf der Schwelle.

»Sie heißt Julia«, sagte Becky.

»Das weiß ich«, sagte ich.

Meine Tochter sah mich argwöhnisch an.

»Julia hat dafür gesorgt, dass dein Zimmer so aussieht wie auf deinem Bild.«

Becky schaute zu der Frau hoch, die neben ihr stand.

»Wirst du hier wohnen?«, fragte sie.

»Nein«, sagte die Frau, die Julia hieß. »Ich schaue nur, ob ihr zufrieden seid, und dann fahre ich wieder.«

Ich stellte Beckys Teetasse auf den Tisch und nickte zum Zeichen, sie solle sich setzen.

»Tee?«

Julia nickte.

Ich stellte die Teekanne auf den Tisch und deutete auf einen Stuhl.

»Wir sind sehr zufrieden«, sagte ich, als wir alle saßen. »Es hat etwas fast Perverses, in ein neues Haus zu kommen und zu merken, dass alles am richtigen Platz steht.«

Sie lächelte.

»Ist Pappe da?«, fragte Becky.

Julia sah sie verständnislos an.

»Digestives«, sagte ich. »Kekse. Wir nennen sie Pappe, weil sie nicht besonders aufregend schmecken.«

»Die Keksdose steht in dem Schrank da«, sagte Julia. Sie nickte in Richtung Küchenzeile.

Ich blinzelte kurz.

Nach dem Tee, als Becky ihre Spielsachen neu entdeckte und in ihrem Zimmer herumkramte, machten wir einen Inspektionsgang. Eine merkwürdige, träge Spannung hing in der Luft. Wir gingen durch die Räume und Flure, wir stiegen Treppen hinauf und öffneten Türen, bis wir schließlich auf dem großen Dachboden standen, der sich über die gesamte Fläche des Hauses erstreckte. Über uns ragten die Binder und Sparren auf. Durch die neuen Kippfenster strömte klares winterliches Licht herein, das den Fußboden aus jungfräulich blonder Eiche errö-

ten ließ. Es war ein Raum, in dem gut fünfzig Leute sitzen konnten.

»Was hast du damit vor?«

Ich schaute zur Seite, zu der Frau, die dieses Haus in den zurückliegenden Monaten besser kennengelernt hatte als ich.

»Keine Ahnung«, sagte ich. »Ich habe wirklich keinen blassen Schimmer. Konzerte veranstalten? Galadiners geben?«

Ich lächelte bei dem Gedanken, dass ausgerechnet das Haus, in das ich mich zurückziehen wollte, groß genug für ein reges gesellschaftliches Leben war.

»Was ich mich gefragt habe«, sagte Julia, während sie in den hellen Fleck unter einem der großen Dachfenster trat. »Was ich mich frage, ist, warum du dieses riesige Haus gekauft hast. Ihr seid doch zu zweit, oder?«

»Und wenn wir zu zehnt wären?«, sagte ich.

Sie sah mich an.

»Ja«, sagte ich. »Wir sind zu zweit.«

Das Oktoberlicht strömte in einer breiten Bahn herein und warf ein schwaches Rechteck auf den neuen Holzfußboden. Ein Teil ihres Gesichts wurde vom Licht erfasst. Ihr dunkles Haar glänzte intensiv, ihre Kieferpartie zeichnete sich scharf ab. Zwischen uns hing eine Stille, die nach einem Wort, einem Satz verlangte. Wir sahen einander eine Weile an. Dann drehte ich mich um und ging zur Tür.

Später an jenem Nachmittag, Becky und ich saßen in der Küche und aßen das Omelett, das ich zubereitet hatte, fragte meine Tochter, ob sie wiederkäme.

»Wer?«, sagte ich, obwohl ich die Antwort kannte.

»Diese Frau.«

»Nein, ich glaube nicht.«

Sie nickte und kaute an ihrem Baguette.

»Warum nicht?«, fragte sie dann.

»Warum doch?«

»Ich fand sie nett.«

»Es kommt jemand anders«, sagte ich. »Sie heißt Frau Sanders.«

»Ist sie auch nett?«

Darüber musste ich kurz nachdenken.

»Ja«, sagte ich, »ich denke, du wirst sie nett finden. Wir werden sehen.«

An jenem Abend, während Becky oben schlief, stand ich in meinem Arbeitszimmer und versuchte aufzuräumen, was nicht aufzuräumen war. Irgendwie schien alles an die richtige Stelle geraten zu sein, und ich konnte nicht viel mehr tun, als einen Becher mit Bleistiften woanders hinzustellen und eine Lampe zu verrücken.

Merkwürdig, dass eine mir völlig unbekannte Frau dieses Haus so eingerichtet hatte, dass alles für unser Eintreffen bereit war. Musste ich dem Bedeutung beimessen? War es eine Art Fingerzeig? Oder nur das, was man bekam, wenn man viel Geld ausgab? Ich war noch nicht lange wohlhabend, und die Macht und die Möglichkeiten eines Vermögens waren mir unbekannt.

Wie wir da auf dem riesigen Dachboden gestanden hatten. Ihre Frage, ob wir zu zweit seien. Die Stille, die zwischen uns hing, und wie sie mich durch diese Leere hindurch angeschaut hatte.

FRAU SANDERS KAM am nächsten Morgen, und zwar eine halbe Stunde zu früh.

Ich hatte sie auf den Rat des alten Hausarztes hin eingestellt. Während einer Umbauinspektion hatte ich in seiner Praxis vorbeigeschaut, um Becky und mich schon mal anzumelden, und er, nicht viel zu tun und neugierig auf diesen seltsamen neuen Patienten, hatte die Gelegenheit zu einem Schwatz nur zu gern genutzt. Er ließ seine Frau, die auf ihre eigene zerstreute Manier den Bürokrampf mehr schlecht als recht erledigte, Kaffee mit Ingwerkuchen bringen und nahm sich ausgiebig Zeit.

»Und eine Tochter also, Kolpa«, hatte der alte Arzt gesagt.  
»Das ist eine ganz schöne Bürde.«

»Nicht so schlimm«, hatte ich gesagt.

»Keine Frau.«

Es war eine Bekräftigung dessen, was ich ihm bereits erzählt hatte, nämlich dass ich ein alleinstehender Vater sei. Die näheren Umstände hatte ich nicht erwähnt.

»Und wer versorgt den Haushalt?«

»Ich fürchte, das bin ich«, sagte ich.

Er schüttelte den Kopf.

»Aber Mann«, sagte er. »Dann kommst du ja nie raus.«

Ich unterdrückte ein hohles Gelächter.

»Ich bin hierhergezogen, weil mir das eine Umgebung zu sein schien, in der die Verlockungen des ...«

»Wir haben ein intensives Vereinsleben«, sagte der Arzt.

»Ich glaube nicht, dass jemand mich je als geselligen Menschen beschrieben hat.«

»Du musst doch eine Putzfrau haben, um dieses riesige Haus sauber zu halten.«

Ich nickte.

»Jemand, der den Haushalt führt.«

Es klang, als habe er ein Ziel und führe mich sanft, aber entschlossen dorthin. Er beugte sich vor, nahm ein Blatt aus dem Kasten mit den Rezeptformularen und begann zu schreiben. Als er fertig war, schob er den Zettel über den vollen Schreibtisch und lächelte zufrieden.

»Ada Sanders. Durch und durch zuverlässig. Keine Klatschtante. Toderntst. Ich würde sie sogar der Königin empfehlen, so schrecklich gewissenhaft und schweigsam ist diese Frau.«

»Was für die Königin gut genug ist, ist auch gut genug für mich«, sagte ich. »Aber wenn sie so ein Wunder an Fleiß und Treue ist, warum ist sie dann frei?«

Der Arzt wedelte mit seiner Hand.

»Soweit ich weiß, sucht sie keine Arbeit. Sie hat jahrelang ihre Mutter versorgt. Die war lange krank. Danach hat sie ihrem Vater den Haushalt geführt. Der ist vor kurzem gestorben. Sie hat nie einen Job gehabt und ist treues Mitglied in verschiedenen Vereinen.«

Ich hatte eine Vision von einer Barbara-Pym-Heldin, so einer vor sich hin sinnierenden alten Jungfer, die den Sinn ihres Daseins darin erblickt, die Kirche zu schmücken, sich im örtlichen Tierschutzverein zu engagieren und einmal im Jahr in Gesellschaft anderer vor sich hin sinnierender alter Jungfern eine kleine Reise an einen Ort in Deutschland zu machen, den niemand besucht, der keine sinnierende alte Jungfer ist.

»Wie alt ist sie?«

Der Arzt zog die Augenbrauen zusammen und strich sich über den Mund.

»Tja«, sagte er. »Etwas jünger als du? Schwer zu sagen.«

Barbara Pym, dachte ich. So eine, an der alles undefinierbar ist.

Als ich sie ein paar Tage später angerufen hatte, schien es, als wundere sie sich nicht, dass ein völlig Unbekannter fragte, ob sie über eine Stelle als Haushälterin nachdenken wolle. Ich vermutete, dass der Arzt sie auf mein Anliegen vorbereitet hatte. Dem war nicht so.

»Ich kenne den Doktor nicht«, sagte sie kurz angebunden.

Ich war zu verblüfft, als dass ich hätte fragen können, warum er sie dann so warm empfohlen habe und wer ihre kranke Mutter betreut habe.

Nicht lange danach trafen wir uns in einem in der Nähe des Berges gelegenen Hotel. Wir saßen auf einem Sofa vor einem überflüssigen Kaminfeuer. Ich fragte, ob sie Berufserfahrung habe. Hatte sie nicht. Erfahrung mit Kindern ebenfalls nicht. Sie hielt ihre Kaffeetasse in der Hand und saß so schrecklich

aufrecht da, dass ich die Frage nicht unterdrücken konnte, ob sie Sport treibe. Ich hatte »Ballett« sagen wollen, doch etwas an ihrer Ausstrahlung suggerierte, dass sie das als zu intime, ja sogar frivole Frage empfunden hätte. Sport trieb sie nicht, und ich verzichtete darauf, mich nach anderen Freizeitbeschäftigungen zu erkundigen. Irgendwie konnte ich mir keine vorstellen. Ich erzählte ihr, wir seien Juden. Ihre Reaktion bestand aus einem Stirnrunzeln und der Frage, warum ich diese Mitteilung für nötig hielt.

»Weil nicht jeder eine Schwäche für Juden hat, Frau Sanders, und wenn Sie bei uns als Haushälterin arbeiten, brauchen Sie zwar keine Schwäche für uns zu haben, aber es würde schon helfen, wenn Sie keine Abneigung gegen uns hegen.«

»Ich mache keinen Unterschied zwischen den Menschen«, sagte sie. »Wird bei Ihnen koscher gekocht?«

Bei dieser Frage hatte ich kurz nach Luft geschnappt.

»Nein«, sagte ich. »Wir sind auch nicht religiös. Sie werden uns wenig anmerken, außer dass ich eine pathologische Neigung habe, bittere Scherze zu machen.«

Sie starrte mich verständnislos an.

Als sie sich am Morgen ihres ersten Arbeitstags eine halbe Stunde zu früh zur Stelle meldete, saßen wir noch beim Frühstück. Becky sah auf und sagte: »Es klopft an der Tür.«

»Es klopft an der Tür, Nikolaus ist hier«, sagte ich. »Aber erst in einem Monat. Jetzt ist er noch weit weg.«

Sie sah mich an und schüttelte den Kopf.

»Nein, hier«, sagte sie. »Schau, da steht jemand.«

Ich erhob mich und öffnete die Tür zum Garten.

»Frau Sanders«, sagte ich. »Sie sind ...«

»Zu früh«, sagte sie. »Ich hielt es für richtig, mit Ihrer Tochter Bekanntschaft zu schließen, damit sie weiß, wer hier heute Nachmittag herumläuft, wenn sie aus der Schule kommt.«

»Das ist aber wirklich sehr aufmerksam von Ihnen.«

Sie sah mich an, als sei das die abwegigste Bemerkung, die sie seit langem gehört hatte.

»Becks. Steh mal auf und gib Frau Sanders die Hand. Sie wird bei uns arbeiten.«

Becky legte ihren Löffel hin und kletterte von ihrem Stuhl.

»Tag«, sagte sie. »Ich bin Rebecca Kolpa.«

Ein schwaches Lächeln flog über das Gesicht unserer neuen Haushälterin.

»Ich bin Ada Sanders«, sagte sie.

»Wirst du hier wohnen?«, fragte Becky.

»Setz dich wieder und iss dein Frühstück, und in Zukunft sagst du ›Sie‹ zu Frau Sanders«, sagte ich. »Und, nein, sie wird nicht hier wohnen.«

Becky kletterte wieder auf ihren Stuhl und aß ihr Müsli.

»Kaffee, Frau Sanders?«

Sie blickte leicht abwesend auf.

»Ist es nicht so gedacht, dass ich den koche?«

Darüber musste ich kurz nachdenken. Ehrlich gesagt hatte ich nicht richtig darüber nachgedacht, was genau sie alles tun sollte. Ich hatte gehofft, sie wüsste es.

»Heute mach ich es und erkläre Ihnen dabei, wie die Espresso-Maschine funktioniert. Dann können Sie morgen Kaffee machen. Was darf's sein? Espresso oder Cappuccino?«

Keine Antwort.

»Er meint: mit aufgeschäumter Milch oder schwarz«, sagte Becky.

Sie steckte den Löffel in den Mund und kaute, während sie weiter in *Ferien auf Saltkrokan* las.

Unsere frischgebackene Haushälterin warf einen nachdenklichen Blick auf das kleine rothaarige Mädchen, das am Tisch saß und schon wieder in ihr Buch versunken war.

»Mit Milch bitte«, sagte sie.

Ich war mir bewusst, dass sie mir zusah, während ich einen

Cappuccino machte. Etwas sagte mir, die Einweisungszeit würde kurz sein.

Später, nachdem ich Becky zur Schule gebracht hatte, saß ich an meinem Schreibtisch und lauschte den Geräuschen im Haus. Ich fragte mich, ob ich mich an eine Fremde würde gewöhnen können, die an dem Leben teilhatte, das Becky und ich in den letzten sechs Jahren geführt hatten. Die beiläufige Bemerkung meiner Tochter über den Kaffee hatte so gewirkt, als fasste sie die Neuerung in Gestalt einer Haushälterin als Naturereignis auf. Etwas Ungreifbares zwischen meiner Tochter und Frau Sanders, etwas in Beckys Bemerkung und Frau Sanders' Reaktion darauf, flößte mir das Vertrauen ein, zwischen den beiden würde alles gut laufen. Frau Sanders schien mir kein Mensch, der mit dem typischen vorgetäuschten Enthusiasmus vieler Erwachsener in Kindersprache verfiel, um die Gunst meines Töchterchens zu erringen, und von Becky wusste ich, dass sie sich meiner Zuwendung und Liebe sicher genug fühlte, um nicht abweisend zu sein.

Letztendlich wurde Frau Sanders auf eine bestimmte Weise zur Miterzieherin. Wenn jemand sich an die neue Situation gewöhnen musste, dann ich. Als ich sie zum ersten Mal zusammen am Küchentisch sitzen sah – Becky, munter drauflosplappernd, Frau Sanders ernst zuhörend –, hatte ich sogar einen Anflug von Eifersucht verspürt. Was konnte mein Töchterchen mit ihr zu besprechen haben, das sie nicht mit mir besprach? Später hatte ich versucht, es herauszubekommen, bei Frau Sanders jedoch auf Granit gebissen. Sie tat gerade so, als verstünde sie nicht, worum es ging. Meine Eifersucht schwand und machte einem Gefühl der Akzeptanz Platz, dem Gedanken, dass ich meine Tochter nicht nur an mich binden durfte, dass ich ihr Raum bieten musste, in Kontakt zu anderen Menschen zu treten. Es fiel mir nicht leicht. Am liebsten hätte ich die Tür zugeschlossen und niemanden in unser großes Haus eingelassen.

WIR GEWÖHNTE UNS schnell an das Leben auf dem Berg in den Wäldern. Als unser erster Winter zur Hälfte vorbei war, tauschte ich den roten Volvo Kombi gegen einen Landrover ein, und in dieser Kreuzung aus Traktor und Auto brachte ich Becky morgens zur Schule. Wenn ich zurückkam, war Frau Sanders bereits da. Meist hörte ich die Espressomaschine brummen, wenn ich eintrat. Ich verbrachte die Vormittage in meinem riesigen Arbeitszimmer, wo ich Einladungen ausschlug, Kartons mit übersetzten Belegexemplaren meines unerwarteten Erfolgsbuchs wegräumte und unentschlossen über die Frage philosophierte, was ich mit meinem Leben anfangen sollte, jetzt, da alles »fertig« zu sein schien. Nachmittags telefonierte ich mit Albert, manchmal mit meiner Mutter in Israel. Wenn das Wetter es zuließ, stümperte ich ein bisschen im Garten herum, ansonsten beantwortete ich Briefe. Am Ende des Nachmittags holte ich Becky von der Schule ab, wir kochten, aßen und sprachen über unseren Tag, und danach lasen wir noch ein Stündchen auf der Couch in meinem Arbeitszimmer. Wenn ich sie ins Bett gebracht hatte, kehrte ich wieder zu dieser Couch zurück und brachte den restlichen Abend lesend und ins Leere starrend zu. Es war ein ruhiges Leben, in dem alles seinen Platz zu finden schien.

Sogar der Dachboden erhielt seine Bestimmung. Eines Mittwochnachmittags, als ich mein Arbeitszimmer verließ, um zu fragen, ob sie mit ins Dorf käme, um einzukaufen, war Beckys Zimmer leer, und als ich das Haus durchsuchte, stieß ich überall nur auf Leere. Ich ging nach draußen, wo die stille Winterkälte über den bereiften Bäumen hing. Erst als ich mich dem Waldrand näherte, fiel mir ein, dass ich ihren Mantel an der Garderobe hatte hängen sehen. Es gab nur noch einen Ort, wo sie sein konnte, und genau dort hatte ich sie nicht erwartet und trotzdem gefunden.

Sie saß mitten auf dem großen Dachboden, in eine Decke

gehüllt, auf dem Boden. Aus ihrer Knetmasse hatte sie einen roten Berg gemacht, in den sie winzig kleine Tannenzweige steckte. Sie sah kaum auf, als ich hereinkam. Ich stellte mich neben sie und sah zu, während sie weiter Ästchen in die Knete steckte.

»Was machst du, Beck?«

Ihre Zungenspitze bewegte sich zwischen ihren Lippen. Sie steckte ein weiteres Ästchen zwischen die anderen.

»Ich bastelt«, sagte sie.

»Bastle.«

»Ja«, sagte sie.

»Macht ihr das in der Schule?«

Sie blickte nachdenklich auf.

»Nicht so«, sagte sie nach einer Weile.

»Wie ist so?«

Das verstand sie nicht.

»Was machst du hier, was du in der Schule nicht machst?«

»Ich mach den Berg rot.«

»Und das darfst du in der Schule nicht?«

Sie schüttelte den Kopf und erzählte, dass sie da Tiere kneten mussten und Puppen, und dass die alle echt aussehen mussten.

»Du bist mit dem Fluch des Realismus aneinandergeraten, Kleines.«

Sie sah mich fragend an.

Ich erklärte ihr, in diesem Fall versuche man die Wirklichkeit nachzubilden, auch wenn man selbst der Ansicht sei, der Berg sei rot.

Sie stand auf und ging, in ihre Decke gehüllt, mit mir nach unten.

Später, als wir im Auto saßen und den Berg hinunterfuhren, zwischen reifüberzogenen Nadelbäumen, die wie weiße Federn neben dem Weg standen, fragte ich, warum sie den Berg rot gemacht hatte. Hatte sie vielleicht nicht genug Knetmasse?

»Ich finde den Berg jetzt rot«, sagte sie dezidiert.

»Jetzt?«

Sie nickte.

»Und manchmal ist er auch ...«

»Grün«, sagte sie. »Oder schwarz. Oder blau.«

Wir waren bereits am Fuße des Berges angelangt und bogen in die Hauptstraße des Dorfes, in dem wir unsere Besorgungen machten.

»Gut so, Rebecca Kolpa. Bewahr dir das. Mach immer den Berg, den du machen willst. Mach den Berg, der in deinem Kopf ist.«

»Ein Berg ist zu groß, um in einem Kopf zu sein, verrückter Vater.«

»Nichts ist zu groß, um in einem Kopf zu sein, beklopfte Tochter.«

»In meinem Kopf schon«, sagte sie, als ich sie aus dem Wagen hob. »Mein Kopf ist klein.«

»Nur von außen, Becky. Innendrin ist er viel größer.«

Sie bedachte mich mit einem mitleidigen Blick.

»Was essen wir heute?«

Wir überquerten den gefrorenen Parkplatz und gingen in den Albert Heijn.

»Ich mache Rucolapüree und Schollenfilets mit schwarzen Oliven aus dem Backofen.«

»Warum gibt es keine roten Oliven?«

»Becky«, sagte ich, »mach du mal erst einen roten Berg. Die Oliven kommen später.«

Sie muss sieben gewesen sein, als ich sie da auf dem riesigen Dachboden gefunden hatte, ein Häufchen entschlossenen Kindes in einer Decke. Nicht lange danach bat sie mich um ein »Tischchen« für den Dachboden, und aus ihren Erklärungen leitete ich ab, dass sie eher eine stabile Werkbank meinte. Wir gingen in einem der Dörfer unten am Berg zu einem Schmied, den ich bat, ein Gestell aus zwanzig Millimeter starken Stahlprofi-

len zu schweißen. In der Holzhandlung ließen wir eine genauso dicke Platte sägen. Eine Woche später stand ein drei Meter langer und ein Meter breiter Tisch auf dem Dachboden. Becky kletterte auf den Barhocker, den wir bei Ikea gekauft hatten, und sah sich das Ergebnis zufrieden an.

An diesem Tisch »bastelte« sie weiter. Er füllte sich mit Werkzeugen (»Ich wünsche mir eine Werkzeugkiste zum Geburtstag«), darum herum kamen Rollwagen mit verschiedenen Materialien (»Wenn ich eine Arbeit für dich mache, kaufst du mir dann einen Sack Gips?«), und allmählich verwandelte sich der riesige Raum in ein Atelier.

In dem Jahr, in dem sie zwölf wurde, wechselte sie zur höheren Schule. Wir besprachen in diesem Sommer, wie wir das am besten machten. Mit dem Rad war es eine halbe Stunde.

»Ich kann dich einfach hinfahren, Beckovitz. Kein Problem.«

Aber das wollte sie nicht.

»Es ist viel zu weit mit dem Rad. Jetzt geht's ja noch, aber was machst du im Winter, wenn es kalt ist und glatt, und du musst den ganzen Berg rauf?«

Sie produzierte eine tiefe Denkfalte zwischen ihren roten Augenbrauen.

»Ab wann darf man Roller fahren?«

»Mit sechzehn, mein Schatz. Und selbst dann ...«

Wir saßen auf der Veranda hinter dem Haus und tranken die kalte Zitronenlimonade, die ich zubereitet hatte. Sie schimmerte milchig weiß in der Glaskanne, die zwischen uns auf dem Tisch stand. Becky starrte zu den Bäumen am Ende des Rasens.

»Wo ist das Problem?«

Sie wandte mir den Kopf ruckartig zu.

»Weil du dann von mir abhängig bist?«

Eine gewisse Erleichterung lag in ihrer Haltung, als sie nickte.

»Eine Möglichkeit wäre auch immer noch Hausunterricht«, sagte ich grinsend.

Eine neue Aufmerksamkeit trat in ihren Blick.

»Gehe ich dann nicht zur Schule?«

»War nur ein Scherz. Das machen wir nicht, Becky. Du musst Kontakt mit anderen Kindern haben und nicht den ganzen Tag nur mit mir zusammen sein. Außerdem ist es wahnsinnig kompliziert, so was zu organisieren, und ich weiß nicht mal, ob ich dich überhaupt unterrichten kann. Nein, du gehst ganz normal in ... Becky? Hörst du noch zu?«

Sie war während meiner kurzen Erläuterung mit den Gedanken abgeschweift und riss sich jetzt mit sichtlicher Mühe davon los.

»Becky?«

»Unterrichst du mich dann?«

»Ich hab doch gesagt, das machen wir nicht.«

»Und dann kann ich später trotzdem auf die Kunstakademie?«

»Kunst...«

Es wunderte mich nicht, dass sie später, irgendwann, so etwas vorhatte. Aber dass sie, schon bevor sie auf die höhere Schule ging, die Kunstakademie in ihre ... Planung aufgenommen hatte ...

Ich fragte, woher sie so sicher wisse, dass sie diese Richtung einschlagen wolle. Sie antwortete mit einem beinahe abfälligen Blick.

»Das will ich schon ganz lange.«

Mir war das klar, aber ich wusste nicht, dass es auch ihr klar war.

Sie sprang vom Stuhl auf, griff nach ihrem Glas und trank den letzten Rest Zitronenlimonade. Sie leckte sich die Lippen und sagte: »Ich möchte Hausunterricht.«

»Aber ich nicht«, sagte ich. »Es ist ungesund, tagaus, tagein zu Hause zu hocken und keine anderen Kinder kennenzulernen.«

»Es ist auch ungesund, jeden Tag zwei Stunden Fahrrad zu fahren.«

»Eine halbe Stunde hin und eine halbe zurück, Rotkäppchen. Und du brauchst nicht zu fahren, denn ich bringe dich hin.«

Sie warf mir einen mitleidigen Blick zu. Dann drehte sie sich um und ging zur Küchentür. Bevor sie hineinging, sagte sie über die Schulter: »Nein, das ist gesund.«

Ich blieb sprachlos zurück.

An jenem Nachmittag, während Becky im Atelier arbeitete, das sie Studio nannte, saß ich auf der Veranda und dachte über unser Leben nach. Wir wohnten jetzt fast sechs Jahre in diesem riesigen Haus auf der Kuppe des bewaldeten Hügels, und es war, als wäre es nie anders gewesen. Wir hatten hier und da ein paar Möbel verrückt, Becky war in die Schule gegangen, und ich saß vormittags in meinem Saal von Arbeitszimmer und dachte nicht über das Buch nach, das zu schreiben ich mir selbst auferlegt hatte, sondern machte stattdessen Notizen über die Zeit in meinem Leben, die zu meiner Flucht aus der Welt geführt hatte. Ab und an brachte Becky jemanden aus ihrer Klasse mit, ganz selten ging sie bei jemandem spielen. Ich hatte sie mal gefragt, warum sie sich meist bei uns zu Hause verabredete, und ihre Antwort war ebenso simpel wie verblüffend gewesen. Die Dörfer unten am Berg fand sie klein, die Häuser eng und die Leute bedrückend. Wenn irgendetwas an ihrer Jugend anormal war, dann dass sie mittlerweile Platz und Natur ringsum gewohnt war. Das erschien mir nicht schlecht. Sorgen bereiteten mir nur ihre Streifzüge durch den Wald. Nach ein paar Wintern, als es wieder milder wurde und das Gras Farbe bekam, Becky war inzwischen neun, hatte sie mit frühlingshafter Unruhe angekündigt, sie wolle in den Wald.

Ich sagte, ich hätte gerade zu tun, aber am nächsten Tag vielleicht Zeit.

»Allein«, sagte sie ungeduldig. »Ich will allein gehen.«

»Aber du kennst den Weg nicht«, hatte ich gesagt.

Sie hatte geantwortet, den könne sie nur kennenlernen, wenn

sie im Wald herumgehe. Wir starrten einander eine Weile an. Ich spürte ihr Bedürfnis nach Selbständigkeit, ein Bedürfnis, nicht immer beschützt und bewacht zu werden.

»Lass mich darüber nachdenken, Becks. Ich möchte mir eine Möglichkeit ausdenken, wie du da rumlaufen kannst und ich nicht verrückt vor Angst werde.«

Sie hatte mich mit reserviertem Befremden angesehen.

Am nächsten Vormittag, nachdem ich sie in die Schule gebracht hatte, fuhr ich ins örtliche Schreibwarengeschäft und kaufte eine topographische Karte vom Berg im Maßstab 1:25. Danach ging ich in die Eisenhandlung. Am Nachmittag, als wir nach Hause gekommen waren und in der Küche Tee tranken, breitete ich meine Käufe aus.

»Jetzt musst du mal gut aufpassen, Rebecca Kolpa. Es ist wichtig. Das hier ist eine Karte vom Berg. Nicht alle Wege sind drauf, aber die wichtigsten schon.«

Sie war ganz Aufmerksamkeit. Später sollte ich verstehen, dass nicht die Möglichkeit, sich zu orientieren, sie reizte, sondern das Bild der Karte oder die Karte als Abbildung.

»Und das ist ein Kompass. Ich werde dir zeigen, wie man ihn benutzt, damit du immer weißt, wo Norden ist, und den Weg zurück finden kannst, wenn du mal nicht mehr weißt, wo du bist. Erst wenn du damit umgehen kannst, darfst du allein in den Wald.«

Eine tiefe Denkfalte bildete sich zwischen ihren Brauen.

»Und das hier ist eine Art Taschenmesser. Eigentlich ist es ein kompletter Werkzeugsatz. Da ist alles drin: ein Messer, eine kleine Säge, eine kleine Zange, Schraubenzieher und so weiter. Das musst du auch mitnehmen, man kann nie wissen, wann man es braucht.«

Das SOG-Messer, ein sündhaft teures amerikanisches Ding, zog sie sofort in seinen Bann.

»Sei vorsichtig damit, mein Schatz. Es ist furchtbar scharf. Es

ist nicht zum Spielen gedacht. Wir werden erst üben, wie du es auf- und wieder zuklappst und wie du es benutzt.«

Jahre später, als sie längst an der Kunstakademie war und ich sie einmal mit diesem Multitool hantieren sah, blickte sie mich grinsend an und sagte: »Weißt du noch, Vaterfigur? Du hättest mir damals am liebsten noch einen Erste-Hilfe-Kasten dazugegeben, stimmt's?«

»Niemals«, hatte ich entrüstet geantwortet. »Ich habe vollstes Vertrauen zu dir.«

»Jaja«, sagte sie. »Aber dein Glaube an die Schlechtigkeit der Welt und die Gewissheit eines Unglücks ist noch voller.«

Das stimmte. Am liebsten hätte ich sie damals überhaupt nicht aus der Tür gelassen oder zumindest nur in Begleitung eines Schäferhunds, mit einem Handy (aber die gab es damals noch nicht) und einem GPS, in ihren Mantel eingenäht. Vermutlich war es dieser bedingungslose Glaube an die Schlechtigkeit der Welt und der Menschen, der letztendlich den Ausschlag gab, dass ich ihr doch Hausunterricht erteilte. Das und Rebeccas untrügliches Talent, sich meine Angst und mein Misstrauen zunutze zu machen. So jung sie auch war, sie spürte haargenau, wie sie ihre Ziele erreichen konnte. Oft wurde mir das erst im Nachhinein bewusst, manchmal auch früher. Im Übrigen wusste ich, dass sie nie um etwas Unangemessenes bat. Meine Tochter hatte etwas vor Augen, sie wurde von einem Bedürfnis, einer Leidenschaft getrieben, die ich selbst auch gekannt hatte, und versuchte, das Leben um sich herum so einzurichten, dass sie ihr Ziel verwirklichen konnte. Wer war ich, sie dabei zu bremsen oder ihr Steine in den Weg zu legen? Hatte ich es nicht genauso gemacht? Sagte ich nicht immer, dass das Leben eine Reise ohne Rückkehr ist und es keinen Sinn hat, unterwegs Zeit zu vergeuden, dass Bahnhöfe, an denen man vorbeigefahren ist, verpasste Chancen sind?

Wir übten eine Weile den Umgang mit der topographischen Karte, dem Kompass und dem Multitool, und ein paar Wochen

später unternahmen wir unsere ersten Erkundungsgänge auf dem Berg. Es war inzwischen Sommer, und der trockene Wald roch nach Harz und Holz. Wir brachen morgens gegen zehn auf, mit etwas Proviant in einem Rucksack, und streiften, die Karte in der Hand, in einer Art Pendelbewegung umher: erst vom Haus weg und dann wieder zurück. Jedes Mal ließ ich sie mit Hilfe des Kompasses und der Karte bestimmen, wo wir uns befanden. Schon nach zwei Wanderungen stellte sich heraus, dass sie der bessere Pfadfinder war.

»Wir müssen ungefähr da lang«, sagte ich während unserer dritten Wanderung. Ich zeigte vage in die Richtung, wo unser Haus liegen musste.

Rebecca sah mich ausdruckslos an.

Wir marschierten los, aber nach fünf Minuten sagte sie: »Papa, ich glaube, wir gehen falsch.«

»Aber nein, Schatz. Dort ist Norden, und laut Karte sind wir ungefähr hier ...«

Ich faltete die Karte in dem Bereich auseinander, in dem wir uns nach meiner Schätzung befanden.

Sie schüttelte den Kopf.

»Wo sind wir deiner Meinung nach dann?«

Sie drehte sich um neunzig Grad und zeigte irgendwohin.

»Was?«

»Da ist das Haus.«

»Aber wo sind wir auf der Karte?«

Das wisse sie nicht, aber würde ich denn den Weg da nicht wiedererkennen, mit dieser gegabelten Kiefer?

»Becks, willst du behaupten, du erkennst Bäume wieder?«

Sie nickte.

Darüber musste ich eine Weile nachdenken. Danach sagte ich, dann solle sie mir den Weg mal zeigen.

»Aber, hör zu ... Erzählst du mir bitte unterwegs, was du wiedererkennst? Das würde ich jetzt wirklich gern wissen.«

Sie nahm meine Hand und führte uns den Weg entlang, auf den sie vorher gedeutet hatte, und während wir durch die dunklen Tunnel aus laubengangartigen Kiefernzweigen gingen, zeigte sie auf Bäume, Steine, Brandschneisen und Gräben. Eine halbe Stunde später tauchte unser Haus im Grün auf.

»Verflixte«, sagte ich.

Rebecca lächelte.

»Woher ...«

Ihr Lächeln verzog sich zu einem Grinsen.

»Aber sind wir denn vorher schon mal in dem Teil des Waldes gewesen? Ich kann mich nicht daran erinnern.«

Sie nickte.

Mir wurde klar, wo sie die Welt um sich herum im Blick gehabt hatte, hatte ich nur Augen für deren Darstellung in Form der topographischen Karte gehabt.

Wir gingen ums Haus herum zur Veranda. Als wir dort saßen und den Rucksack ausgepackt hatten und in unsere Brote bissen – Hummeln summten honigtrunken über den Studentenblumen, die Becky gepflanzt hatte, kleine Mücken tanzten in Wolken unter den Nadelbäumen hinter dem Rasen –, sagte ich zu ihr: »Ich glaube, du kennst dich besser im Wald aus als ich, Rotkäppchen. Ich werde dich nicht länger mit meiner Karte und dem Kompass langweilen. Aber versprichst du mir in Gottes Namen bitte, dass du nicht zu weit weggehst und immer Bescheid sagst, wenn du losziehst und wann du wieder zurück bist und ...«

»Ich hab keine Uhr.«

»Wir kaufen eine«, sagte ich. »Und ich werde dir nicht beizubringen versuchen, wie man die Uhr liest.«

UND SO LIEF MEINE Tochter durch den Wald, »bastelte« auf dem Dachboden, den sie Studio nannte, entwickelte sich von einem rothaarigen Waldgeschöpf zu einer starken, rothaarigen jungen Frau, die wusste, wie man Holz, Stein, Metall und Gips bear-

beitete, und der man ansah, dass sie den Weg in einem großen Wald finden konnte. In die Schule ging sie nicht. Ich weiß nicht mehr genau, wie und wann ich das beschloss, und nicht einmal mehr, warum, jedenfalls meinte ich Mitte der großen Ferien, wir sollten es mit dem Hausunterricht einfach mal versuchen. Wenn der Lehrplan der höheren Schule, was die Qualität betraf, auch nur halbwegs dem der Grundschule glich, konnte sie genauso gut bei mir bleiben. Was als vager Gedanke begonnen hatte, formte sich zu einem Entschluss, als der Direktor der nächstgelegenen Gesamtschule mich zu einem Gespräch einlud, um mir klarzumachen, dass seine Schule nicht zu weit weg liege und von einer weltanschaulichen Barriere keine Rede sein könne.

Eines Vormittags im September, als Rebecca und ich schon einen Monat illegalen Hausunterricht hinter uns hatten, wartete ich in einem undefinierbaren, von Blumenkästen begrenzten Raum darauf, dass der Direktor mich empfangt. Ich hatte einen Plastikbecher bekommen, in dem laut des Hausmeisters Kaffee war, der aber nach etwas schmeckte, mit dem vor ein oder zwei Tagen der Fußboden gereinigt worden war. Nach ungefähr fünf Minuten ging die blaue Tür mir gegenüber auf, und ich blickte meiner Vergangenheit ins Gesicht.

Ich hatte Izaak seit 1984, als die letzten Reste unseres Freundeskreises in sich zusammenbrachen, nicht mehr gesehen. Jetzt, mehr als zehn Jahre danach, erkannte ich ihn fast nicht. Er hatte noch immer die lange, etwas gebeugte Gestalt, doch er hatte stark zugelegt und trug einen dreiteiligen grauen Anzug, ein blaues Hemd und die ödeste Krawatte, die ich je gesehen hatte. Er sah aus wie jemand, der sich im Nichtssagenden seines Erscheinungsbilds auflösen will. Sogar sein Gewicht – früher war er ein fast magerer Schlaks gewesen – schien zu seiner Unsichtbarkeit beizutragen. So als habe er sich gefragt, wie jemand in seiner Position in diesem Teil des Landes auszusehen habe, und sich entsprechend verkleidet.

»Marcus.«

Ich erhob mich aus dem Wartezimmerstuhl und blieb stehen.

»Möchtest du reinkommen?«

Er stand an der Tür. Seine Haltung drückte beherrschte Dringlichkeit aus, als habe er Angst, wir könnten zusammen gesehen werden, lege aber Wert darauf, trotzdem unerschütterlich zu wirken.

»Izaak«, sagte ich, als ich auf ihn zuing. »Was macht man in so einer Situation?«

»Man schüttelt sich die Hand?«, fragte er mit der leisen Andeutung eines Zögerns. Er streckte mir seine entgegen.

Ich blickte darauf, eine graue Hand, die aus einem grauen Ärmel hervorkam. Dann, mit kaum unterdrücktem Widerwillen, erwiderte ich seine Begrüßung.

Das Büro bestand aus Katalogmobiliar, das mit scheinbarem Desinteresse aufgestellt worden war. Ein großer beigefarbener Computer summte auf einem weißgrauen Schreibtisch, in hohen, grauen Stahlschränken standen Reihen von Ordnern mit etikettierten Rücken, eine kleine Sitzgruppe verteilte sich auf einem blauen Teppich aus giftigem Nylon.

Izaak deutete auf einen Stuhl und ging zum Telefon.

»Kaffee?«

»Nein danke. Der Anblick des Bechers, den ich gerade hatte, hat mir gereicht.«

Er lächelte dünn.

»Aus dem Vertrag mit dem Kaffeeautomatenlieferanten kommen wir die nächsten paar Jahre nicht raus. Aber ich nehme an, das ist nicht der Grund, weshalb du deine Tochter zu Hause behalten willst.«

»Nein«, sagte ich. »Aber gerade ist ein Grund dazugekommen.«

Izaak machte ein betroffenes Gesicht. Dann ließ er die Schul-

tern fallen und setzte sich auf den Stuhl auf der anderen Seite dessen, was anscheinend ein Kaffeetisch war.

»Also, als Erstes ...«, sagte er. »Ich musste dich herbitten, weil das Gesetz vorschreibt, dass alle Kinder ...«

»Lass uns das überspringen, Izaak. Ich weiß, was das Gesetz vorschreibt, und du weißt, dass ich es weiß. Lass uns davon ausgehen, dass du deinen obligatorischen Sermon gehalten hast. Was kommt als Nächstes?«

»Nichts«, sagte er nach einer Weile. »Es gibt keine Ausnahmeregelung. Du kannst sie auf eine andere Schule schicken, aber die liegt noch weiter weg.«

Wir schwiegen. Ich schaute auf den Mann, der einmal mein Jugendfreund gewesen war, der nach Albert zu meinen besten Freunden gehört und den ich von einem auf den anderen Tag nicht mehr gesehen hatte.

»Du musst verstehen ...«, begann er.

»Izaak«, sagte ich. »Ich verstehe nichts. Ich verspüre kein Bedürfnis, etwas zu verstehen. Ich möchte nur, dass du etwas verstehst. Rebecca geht nicht zur Schule.«

»Marcus ... Ich kann nicht ...«

Ich sah mich um, sah die Sammlung grauer Möbel, den Schimmer des von der Jalousie gefilterten Lichts, das alles womöglich noch öder und hoffnungsloser machte, die Neonröhre an der Decke, die wahrscheinlich um acht Uhr morgens anging und um sieben Uhr abends, wenn die Putzfrauen verschwanden, wieder aus.

»Ich kann nicht?«, sagte ich mit unterdrücktem Hohn. »Aber Izaak ...«

Ich stand auf und klopfte meine Kleider ab. Es geschah unbewusst, aber währenddessen wurde ich mir der Symbolik dieser Handlung bewusst.

»Izaak, du warst doch der Mann, der sagte, alles ist möglich, es ist nur die Frage, ob das Ziel es rechtfertigt?«

Ganz kurz flackerte etwas in seinen Augen. Es erlosch sofort wieder, und er blieb massig und reglos auf seinem Stuhl sitzen.

»Ich verlasse mich auf dich. Du warst doch so erpicht auf die *historische Notwendigkeit*? Hier ist deine Chance. Die Geschichte nötigt dich zum Handeln.«

Er schüttelte den Kopf.

Ich ging zur Tür. Dort, mit der Klinke in der Hand, drehte ich mich um und schaute auf den grauen Rücken, der über den Stuhl ragte, das graue Haar rund um die dünne Stelle am Hinterkopf. Draußen ertönte der Summer, der das Ende der Unterrichtsstunde anzeigte.

Ich ging hinaus und schloss die Tür. Draußen, auf dem blauen Marmoleum des Korridors, der als Vorraum für die Schulbüros diente, sah ich die Schüler wie eine Woge aus den Klassenquellen. Der Korridor füllte sich mit Schülern, den Kleinen aus der Orientierungsstufe wie den baumlangen Abiturkandidaten. Es gab Geschrei, es wurde gezerzt und geschubst, ein Rucksack flog durch die Luft und landete in den Blumenkästen, die den Warteraum säumten. Das ging fünf Minuten lang so. Danach leerte sich der Korridor, und es kehrte wieder Stille ein. Ich ging zur Treppe und stieg hinunter. Das rote Licht über dem Büro des Direktors brannte noch immer.

Wie Izaak es hingekriegt hatte, wusste ich nicht. Das heißt, nicht genau. Jannink, der Nachfolger des alten Hausarztes, hatte vorbeigeschaut und Rebecca, vor Skepsis triefend, untersucht, wonach er mit einem womöglich noch skeptischeren Blick auf mich wieder ging. Danach hatte ich eine Nachricht erhalten, aus der ich schloss, meine Berufung auf die Ausnahmeregel sei eingegangen und Doktor Janninks Befund unterstütze meinen Antrag. Nicht viel später ging der Bescheid ein. Da waren wir bereits ein halbes Jahr weiter, und Rebecca und ich hatten eine befriedigende Unterrichtsroutine entwickelt.

In den sechs Jahren, die wir auf ihr Abitur hinarbeiteten,

habe ich wahrscheinlich genauso viel gelernt wie meine Tochter. Vielleicht sogar mehr. Vieles von dem, was ich einmal gelernt hatte, erwies sich als abgewandelt, verändert, nicht mehr gültig. Noch mehr hatte ich vergessen. Wichtiger war aber möglicherweise, dass ich mich als Hauslehrer von der Pflicht entbunden fühlte, zu arbeiten. Dadurch entstand zum ersten Mal seit Jahren ein Gefühl der Leere und Befreiung. Der wachsende Papierberg, den ich wider besseres Wissen »mein neues Buch« nannte, rückte immer weiter an den Rand meines Tisches, bis ich den Stapel eines Tages ergriff und in eine der vielen großen, schwarzen Archivschachteln packte, die unten in einem der Schränke meines Arbeitszimmers standen.

Wir begannen die Schulvormittage mit der Erörterung der Zeitungen, die wir während des Frühstücks am Küchentisch lasen. Danach sahen wir die Hausarbeiten durch. Wenn das getan war, wandten wir uns den Fächern zu, in denen sie Abitur machte. Niederländisch, Englisch und Deutsch gingen wir praktisch an. Jede Sprache bekam einen Tag, und an diesem Tag schrieben und sprachen wir nur in dieser Sprache. Biologie war womöglich noch praxisnäher: Wir gingen in den Wald, besuchten einen Bauern in der Gegend oder machten einen Ausflug in ein Krankenhaus, in die psychiatrische Einrichtung, die beruhigend auf der Ostseite des Berges im Grünen lag, einmal auch in die Leichenhalle des Krankenhauses in der Stadt. Im zweiten Jahr lasen wir Darwins *Voyage of the H.M.S. Beagle* und im Jahr darauf *On the Origin of Species*. Physik betrieben wir anhand von Experimenten, aber wir lasen auch Abraham Pais' Einstein-Biographie, und ansonsten gab es den Studenten, der einmal pro Woche einen ganzen Nachmittag lang Unterricht gab. Wirtschaft lernten wir aus meinem alten Lehrbuch von Professor Heertje und aus *Het Financieele Dagblad*. Griechisch und Latein gab ein alter Humanist, der sich auf seinem respekteinflößenden schwarzen Fahrrad den Berg hinaufmühte, sich eine halbe

Stunde lang bei Tee und unter viel Taschentüchergetupfe erholte und dann so fesselnd dozierte, dass ich häufig sitzen blieb. Und dann gab es noch die Museums-, Theater- und Konzertbesuche, für die wir oft ein langes Wochenende im Westen des Landes verbrachten oder ins Ausland führen.

Nach dem ersten Jahr heuerte ich einen alten Kunstmaler an. Dieser, eine regionale Berühmtheit, war von meiner Tochter beeindruckt.

»Sie braucht eigentlich nur ein bisschen Lenkung«, meinte er nach einigen Wochen. »Techniken, die sie nicht kennt. Auch wenn man etwas nie anwendet, ist es gut, zu kennen, was man ablehnt. Aber Ihre Tochter, Herr Kolpa, ist ein Talent, das sehr gut weiß, was es will und was es kann.«

Nach sechs Jahren Hausunterricht legte Rebecca die staatliche Abschlussprüfung ab. Sie bestand in allen Fächern, und nach dem Sommer 2001 ging sie auf die Kunstakademie. Ich kaufte einen gebrauchten Mini Cooper für sie, mit dem sie hin- und herpendelte. Kurz vor Ende ihres Studiums wurde sie zum Wimbledon College of Arts zugelassen, wo sie ein Jahr, vielleicht auch länger, weiterstudieren wollte.

Im Juni 2006 fuhren wir nach London, um ein Zimmer für sie zu suchen. Als wir nach ein paar Tagen mit dem Ergebnis unserer Suche zufrieden waren, gingen wir unseren Erfolg in dem italienischen Restaurant feiern, das ich immer besuchte, wenn ich in London war, nur einen Katzensprung von meinem Stammhotel entfernt. Dieser Abend war der Abschied von den zweiundzwanzig Jahren, in denen wir bis auf wenige Ausnahmen jeden Tag zusammen gewesen waren und als Zweierheit in einer ganz eigenen Welt gelebt hatten. *Contra mundum*, die Worte, die Sebastian Flyte an seinen Freund Charles Ryder in *Brideshead Revisited* gerichtet hatte, an die musste ich denken, so hatte es sich für mich angefühlt. Ich wusste, dass es für Rebecca nicht so war, auch in *Brideshead Revisited* ging es übr-

gens nicht um ein gegenseitiges Gefühl. *Contra mundum* war die Verzweiflung Sebastians, der seine Welt, seine träumerischen Sehnsüchte im rauen Wind des Alltags, der Banalitäten, der Treitmühle des Daseins zerstieben sah. Es war meine (aber das sollte ich erst später erkennen) verzweifelte Definition eines Daseins, in dem mich das Leben nie wieder würde treffen können.

Ich stand am Fenster meines Londoner Hotelzimmers und schaute hinaus in die dampfende Sommerhitze, die noch immer in den Straßen hing und sogar den Verkehr langsam und kraftlos wirken ließ, als mir diese Worte von Sebastian Flyte wieder einfielen und ich ihren bittersüßen Geschmack kostete. Der Abendhimmel dunkelte langsam, gedämpfte Geräusche von Sirenen und Stimmen auf der Straße drangen in mein Zimmer. Ich fragte mich, ob Rebecca in dieser Stadt glücklich sein würde, allein, ohne Freunde, ohne mich. Sie hatte eine seltsame, stille Jugend gehabt. Kaum Freunde und Freundinnen, ein abgeschiedenes Leben in einem riesigen Haus auf einem Hügel mitten in einem weitläufigen Wald. Trotz meines Vorsatzes, sie unter Leute zu bringen, hatten wir unbewusst, aber sehr entschlossen, den Weg der Isolation eingeschlagen. Obwohl ich wusste, dass sie den Hausunterricht genossen und er ihr viel gebracht hatte, fühlte ich mich irgendwie schuldig. Was er einerseits genützt hatte, hatte er andererseits geschadet. Nach zweiundzwanzig Jahren war ich nach wie vor der Einzige in ihrem Leben. Jetzt, da sie nach London ziehen würde, ohne so etwas wie ein soziales Leben zu kennen, könnte die Konfrontation mit der Einsamkeit gelegentlich heftig sein. In Gedanken sah ich sie auf einem Stuhl am Fenster ihres Zimmers sitzen und nach draußen starren ...

Es war ein starkes Bild, so stark, dass ich kurz nach Luft schnappen musste wegen all der Gefühle von Hoffnungslosigkeit, Ohnmacht und Trauer, die in mir aufstiegen. Warum dachte ich, sie würde einsam sein? Könnte es nicht genauso gut umgekehrt sein? Dass sie hier aufblühte, Freunde fand, sich

ein reiches, erfülltes Leben aufbaute? Warum ging ich davon aus, dass Rebecca unglücklich wurde? Dachte ich das, weil ich selbst nicht glücklich war? Weil ich mir nicht vorstellen konnte, dass es so etwas wie Glück auf der Welt gab? Weil ich genau wusste, dass *ich* einsam und allein sein würde? Wer saß eigentlich den ganzen Tag auf einem Stuhl und starrte nach draußen?

Bevor ich die Fragen hätte beantworten können, die ich mir selbst gestellt hatte, war Rebecca ins Zimmer getreten. Sie stellte sich hinter mich, schlang die Arme um mich und drückte ihre Wange an meinen Rücken.

»Fels der Ewigkeit, wollen wir zu Bertorelli's gehen und ganz viel Wein trinken und so tun, als wäre ich deine Gespielin?«

Ich hatte das Grinsen gespürt, das mein Gesicht aufbrach.

»Lieber Schatz«, sagte ich, »wie um Himmels willen kommst du zu diesem Wort? Liest du heimlich Couperus?«

Ich wandte mich um, Rebecca ließ mich los, trat zurück und drehte sich um ihre eigene Achse, um sich bewundern zu lassen. Sie trug das Pradakleidchen, das wir am Nachmittag bei Harvey Nichols gekauft hatten, knielang und weiß, mit schwarzen Blütenblättern bedruckt. Dazu trug sie schwarze Tangopumps, und ihre Haare waren zu einem dicken roten Zopf geflochten.

»Du siehst bildschön aus, Fräulein Kolpa. Ein Juwel unter den Frauen, die hübscheste bildende Künstlerin der westlichen Hemisphäre.«

»Nur der westlichen?«

Wir gingen in die Diele, und ich zog mir mein Jackett an.

»Ich bin ein Mann, der wenig gereist ist, wie du weißt. Aber wenn du erlaubst, dann korrigiere ich mich und sage, dass du die Hübscheste der mir bekannten Welt bist. Aber noch wichtiger ist, dass du glücklich bist.«

Sie hatte sich umgedreht und mich aufmerksam betrachtet.

»Warum sagst du das?«

Wir verließen meine Suite und gingen die Treppen zur Lobby hinunter.

»Findest du, das ist eine abwegige Frage für einen Vater?«

Sie antwortete nicht. Erst als wir unten waren und die schwere Tür aufgedrückt hatten – die abendlichen Gerüche der Stadt, eine Mischung aus Auspuffgasen, Müll und warmen Gehwegen, sprangen uns an –, erst da, an meinem rechten Arm eingehakt, sprach sie.

»Aber warum solltest du besorgt sein? Und wo wir schon mal davon sprechen, Marcus... Hast du dir mal klargemacht, dass deine Besorgtheit auch eine Last sein kann, eine zweifache Last?«

Wir überquerten die Tottenham Court Road.

»Eine Last?«

»Für dich«, sagte sie, »weil du immer Angst hast, dass mir etwas passiert, dass es mir nicht gutgeht. Und für mich, weil ich das weiß und... und weil ich mich dadurch manchmal eingeengt fühle.«

Ich sah zur Seite, zu meiner Tochter, die meinen Blick mied. Wir bogen nach rechts und setzten unseren Weg schweigend fort.

»Fühlst du dich wirklich eingeengt?«

»Ja«, sagte sie nach einer Weile. »Manchmal schon.«

»Mein Gott. Ich wusste nicht einmal, dass du gemerkt hast, dass ich so besorgt war. Ich... Es tut mir leid, Becks. Wenn ich *etwas* nicht will... Im Gegenteil sogar.«

Wir bogen in die Charlotte Street, die voll war von flanierenden Leuten.

»Im Gegenteil«, sagte ich. »Ich wollte immer, dass du frei und selbständig bist, ohne dieses Gefühl von Unsicherheit...«

»... mit dem du aufgewachsen bist?«

Ihre Schärfe erstaunte mich. Sie war eine intelligente Frau, meine Tochter, aber diese Art von Gesprächen über mich führten wir nur selten.

Bei Bertorelli's wurden wir wiedererkannt und begrüßt und zu unserem Tisch geführt. Es war schon voll, und ich musste mich vorbeugen, um Rebecca verstehen zu können.

»Ich fühle mich nicht unsicher«, sagte sie. »Nicht mehr, als in der großen bösen Welt zu erwarten ist. Mach dir keine Sorgen, Paps. Aber ich musste mir Mühe geben, mir dieses Gefühl von Vertrauen und Sicherheit zu bewahren und gleichzeitig deine Besorgtheit anzuerkennen.«

»Du brauchst meine Besorgtheit nicht anzuerkennen.«

»Und eine jahrhundertealte Familientradition über Bord werfen?«

Der Ober kam wieder, und wir bestellten, und währenddessen sah ich meine Tochter an, die junge Frau, die ganz sie selbst war, eine Frau, die in die Welt gezogen war und jetzt ihr eigenes Leben aufbauen würde. Ich spürte, während ich da saß und sie mit dem Ober reden sah, ich spürte Stolz und Bewunderung und, zum ersten Mal in meinem Leben, ein unbestimmtes Vertrauen in den Glauben, dass es manchmal auch gutgehen konnte. Vielleicht nicht der Welt, aber doch ihr, Rebecca.

»Was wirst du tun, wenn ich weg bin?«, fragte Rebecca, als der Ober uns den Pinot Grigio eingeschickt hatte und mit unserer Bestellung verschwunden war.

Ich sah erstaunt auf.

»Ich fahr nach Hause«, sagte ich. »Auf den Berg. Warum ... Was meinst du?«

»Ich liebe das Haus, Paps. Wirklich. Ich darf gar nicht daran denken, dass es nicht mehr da wäre. Aber ist das wirklich gut für dich? Tagaus, tagein ganz allein da oben auf dem Hügel.«

»Berg.«

»Berg!«

»Frau Sanders ist auch noch da.«

Sie seufzte.

»Lieber Schatz, was ist los? Bist du jetzt diejenige, die besorgt

ist? Hast du Angst, dass ich da eines Nachts einen Herzanfall bekomme oder von der Treppe falle?«

Sie lächelte dünnlippig. Sie starrte in ihren Wein.

»Es geht mir nicht um das Unglück, das dir zustößt, sondern um das Unglück, das in dir ist.«

Sie blickte auf. Ich sah, dass ihre Augen dunkel und ernst waren.

»Marcus«, sagte sie, »ich glaube wirklich, es ist Zeit, dass du von diesem Berg runterkommst.«

Das hatte sie gesagt, meine Tochter, und sie hatte so ein ernstes Gesicht dabei gemacht, dass ich nicht gewusst hatte, was ich antworten sollte. Zum Glück war der Ober mit den Vorspeisen erschienen, und ich konnte mich eingehend über den Bresaola auslassen.

Am Tag darauf kehrte ich auf den Hügel zurück, auf dem ich mein Leben verbrachte. Während der Landrover durch den dunklen Tunnel aus Grün hinauffuhr, wurde mir stärker denn je bewusst, wie isoliert und einsam ich hier lebte. Als ich ausstieg und dem Ticken des sich abkühlenden Motors lauschte, spürte ich die Sommerwärme, die still und schwer zwischen den Bäumen hing. Ich sah auf, zum Haus, diesem riesigen, großen, leeren Haus. Plötzlich, es dauerte nur ein paar Sekunden, vermisste ich meine Tochter so sehr, dass ich den Drang unterdrücken musste, wieder einzusteigen, hinunterzufahren und den Abend in einer Dorfkneipe zu verbringen. Alles, um die Leere ihrer Abwesenheit nicht spüren zu müssen. Ich gab mir einen Ruck, atmete den Duft von Harz und Kieferngrün ein, den dunklen, erdigen Geruch von Waldboden und Humus, und dann nahm ich, den Kopf über meine plötzliche kindliche Einsamkeit schüttelnd, die Reisetasche aus dem Wagen, ging über den knirschen-den Kies zur Haustür und trat ein.

An jenem Abend saß ich in meinem dämmerigen Arbeitszimmer und erledigte kleine Dinge, die den Schein erwecken soll-

ten, dass ich mich wohlfühlte. Ich beantwortete E-Mails, rückte Bücherstapel gerade, rauchte eine Zigarre und trank eine halbe Flasche Grünen Veltliner. Gegen ein Uhr trug ich mein Weinglas und den Aschenbecher in die Küche. Es schien kein Mond, und der große, von Bäumen umstandene Garten lag wie ein schwarzer Teich unter dem tiefsamtenen Himmel. Erst nach einer Weile konnte ich die Umrisse der Buche mitten auf dem Rasen erkennen.

So begann das Leben ohne Rebecca, die Zeit, in der ich Türen öffnete und in leere Räume schaute, auf den Baum im Garten hinter dem Haus starrte, die Tage kommen und gehen sah und die Sonne scheinen und den Regen fallen. Ein Esel in der Tretmühle des Einerleis des Lebens war ich, blind von einer Station des Tages zur nächsten trottsend. Ich entdeckte, was ich in den letzten achtzehn Jahren zu vergessen versucht hatte, wovor ich geflüchtet war und was mich jetzt, wo Rebecca nicht mehr da war, mit der stillen Zielstrebigkeit des Unvermeidlichen beschlich.

Die Gespenster, die Becky vor fünfzehn, sechzehn Jahren verjagt hatte, kamen aus dem Dämmerlicht mit der schweigenden Entschlossenheit von etwas, das weiß, es gibt keinen Widerstand mehr.

ZUM GLÜCK GAB ES die Ablenkung durch die Arbeit. An dem glutheißen ersten Tag dessen, was den Meteorologen zufolge die zweite Hitzewelle des Jahres zu werden drohte, ging ich auf die Bitte ein, einen Vortrag in einem italienischen Dorf zu halten, in dem ein ebenso begüterter wie kulturliebender Destillateur alljährlich eine geschlossene Veranstaltung für ein handverlesenes Publikum organisierte. Diesmal sollte ich der Redner sein.

»Warum ich?«, hatte ich gefragt.

»Aber Dottore«, sagte der Mann am anderen Ende der Lei-

tung. »Sie sind ein Denker, ein Schriftsteller, ein Dichter! Ihr Buch...«

»Ich habe seit zwanzig Jahren nichts mehr geschrieben und gedacht und noch viel länger nicht gedichtet.«

»Es wäre trotzdem eine große Ehre, wenn Sie zu uns sprechen würden.«

Ich konnte mich nicht gegen die Freundlichkeit, die Schmeicheleien und die Aussicht auf einen Besuch auf einem anderen Hügel als dem meinen wehren, vor allem wenn dieser in einem Land lag, so weit entfernt von meinem, an einem Ort, an dem ich meine Tochter nicht vermissen konnte, weil sie dort nie gewohnt hatte.

Ein paar Minuten später jedoch saß ich auf der Couch in meinem schummrigen Arbeitszimmer, den Kopf an der Rückenlehne, starrte zur Decke hoch und fragte mich, was ich da tat. Bis nach Italien. Stunden im Auto nach Schiphol. Stunden auf dem Flughafen. Stunden im Flugzeug. Und dann, in Italien, umringt von freundlichen Leuten, die sich unterhalten wollten, und ich würde mich wie immer gegen ihre Freundlichkeit nicht wehren können, ich würde lächeln, bis meine Kiefer, meine Schultern, mein Kopf schmerzten. Warum hatte ich zugesagt? Fühlte ich mich insgeheim geschmeichelt? Hatte ich den Hang noch immer nicht abgelegt, mich vor ein Publikum zu stellen und zu erläutern, wie die Dinge lagen? War ich noch immer der Prediger, der wusste, wie sich alles verhielt? Marcus Kolpa erklärt die Welt, und wenn er das getan hat, begeht jeder Selbstmord?

Dezember. In zweieinhalb Monaten. Wie sollte ich diese Zeit überstehen?

»Worüber werden Sie sprechen, Dottore?«, hatte die ehrerbietige Stimme am anderen Ende gefragt.

Und als wäre es ein Reflex, ein alter Instinkt, der geschlummert hatte und jetzt bei der erstbesten Gelegenheit erwachte, hatte ich geantwortet.

Ob das Böse endemisch ist. Ob es überhaupt existiert. Ob das eher eine relative Frage ist (mein Böses ist nicht deines) oder etwas Absolutes. Ob das Böse einen Zweck, einen Sinn haben kann. Raskolnikow, de Sade, Klaus Barbie, Kurt Waldheim, John Fowles' *The Collector*, Torquemada, Mengele, Pol Pot ... Der Unterschied zwischen dem animalischen und dem politischen Bösen ...

»Hitler? Mussolini?«

»Wennschon, dennschon«, hatte ich gesagt. »Die auch. Laurel und Hardy des Bösen. Nennen wir es die politische Variante des Asperger-Syndroms.«

Leicht unwohl beim Gedanken an eine Auslandsreise machte ich mir die ersten Notizen. Ich tigerte hin und her zwischen meinem Schreibtisch, den Bücherschränken, meinem Computer und der Couch, und ein paar Stunden lang war ich Marcus Kolpa, der Schriftsteller und Essayist, ein Mann, der zu allem etwas zu sagen hatte. Ich suchte einen Stapel Bücher zusammen und legte ihn auf ein Tischchen neben der Couch. Ich griff nach einem neuen Notizbuch und ignorierte den Vorwurf der dort bereits stehenden, die zumeist nicht mehr als zwei, drei beschriebene Seiten aufwiesen. Ich legte ein paar wasserfeste japanische Schreibstifte bereit und einen Packen großer Karteikarten. Während ich so zugange war, fühlte ich mich zufrieden, aktiv, zielgerichtet und komplett. Ich machte etwas, ich traf Vorbereitungen.

Als Frau Sanders mich ans Telefon rief, erschrak ich so, dass sie ihrerseits erschrak.

»Tut mir leid«, sagte sie. »Ich wollte Sie nicht ... Aber es ist dringend.«

Ich winkte ab.

»Ich war mit den Gedanken woanders«, sagte ich, dankbar für die Tatsache, dass sie keine Ahnung haben konnte, womit mein Geist sich gerade beschäftigte. »Es ist auch so verdammt heiß.«

Ich ging ans Telefon, und noch während ich meinen Namen nannte, wurde ich von einer unbekanntenen Männerstimme unterbrochen, die in schwerfälligem Englisch und ohne viel einleitende Worte berichtete, dass meine Mutter gestorben sei. Ich lauschte den Brocken der praktischen Dinge, die darauf folgten, stellte Fragen, und als der Mann fertig war und auflegte, starrte ich, den toten Hörer in der Hand, vor mich hin.

Meine Mutter. Wann hatte ich sie das letzte Mal gesprochen?

Mein erster Gedanke. Ein unbestimmtes Echo von Schuld. Nicht ganz zu Recht. Sie rief fast nie an, und ihre Besuche waren noch seltener.

Vor ungefähr drei Wochen hatte ich sie angerufen. Hallo, wie ist es bei euch? Ja, Gott sei Dank ist der Krieg vorbei, wir warten geduldig auf den nächsten.

Ein Vierteljahrhundert lang hatten wir im selben Haus gewohnt, meine Mutter und ich, unbehelligt von einem Mann und Vater oder anderen Familienmitgliedern, und trotzdem waren wir Fremde füreinander.

Bis zu meinem fünfunddreißigsten Lebensjahr dachte ich ganz anders darüber. Damals dachte ich, ich wüsste sehr gut, wer sie war, wie sie war, warum sie so war. Sogar als sie nach einem Dasein introvertierten Schweigens plötzlich Lust bekam zu leben und anfang, zu kochen und zu wandern und weiß der Himmel was noch alles, sogar da glaubte ich sie noch immer zu kennen. Menschen verändern sich, sie entwickeln sich, machen manchmal eine Kehrtwende oder sehen auf einmal Licht, wo vorher nur Finsternis war. So etwas musste auch mit meiner Mutter passiert sein.

Jetzt aber, im Vakuum des Bewusstseins ihres Todes, erkannte ich, dass meine Mutter keineswegs das Licht gesehen hatte oder zur Einkehr gekommen war oder welche Erklärung ich mir sonst noch gern zurechtgelegt hätte. Ich hatte sie nicht gekannt, und sie hatte sich mir nicht bekannt machen wollen. Ich erin-

nete mich, dass ich dieses Gefühl schon einmal gehabt hatte, vor langer Zeit, als sie ...

Ich habe meine Mutter immer als einen Menschen gesehen, der in Rätseln sprach. Meine gesamte Jugend hindurch und noch lange danach habe ich darauf gewartet, dass sie mir etwas erzählen würde. Ich lauschte der verborgenen Bedeutung in ihren Worten. Ich studierte ihre Gewohnheiten und Eigenarten wie ein Biologe, der eine unbekannte Tierart beobachtet. Jetzt, da ein Fremder ihren Tod verkündet hatte, war ich mir auf einmal ganz sicher, dass sie mir nie etwas hatte sagen wollen. Nicht direkt, nicht indirekt. Nicht geradeheraus, nicht kryptisch. Nicht unumwunden, nicht in mysteriöse Nebel gehüllt. Vielleicht fand sie, dass es nichts zu erzählen gab. Vielleicht wollte sie nichts erzählen. Vielleicht wollte sie mir nichts erzählen.

Auf dem Foto, das Albert irgendwann in den späten siebziger Jahren von ihr gemacht hat, sitzt sie auf einem Damensessel aus weißem Leder in einer Ecke des Wohnzimmers wie ein Schulmädchen für das alljährliche Porträt: Füße ordentlich nebeneinander, Hände im Schoß gefaltet, kerzengerade, frisiert und geschminkt. Eine Skulptur, in mehr als einer Hinsicht. Die Augen, die ins Objektiv starren, sind die eines Vögelchens, das im Blick einer Schlange gefangen ist.

Ihr ganzes Leben lang mochte sie es nicht, fotografiert zu werden. Vielleicht weil sie, wie ich, keine sonderlich hohe Meinung von ihrem Aussehen hatte. Vielleicht weil sie sich nicht gönnte, was dem Rest ihrer Familie nicht zuteil geworden war.

Die beiden einzigen anderen Familienfotos in meinem Besitz sind die von ihrem Vater und ihrer Mutter. Es sind fahle Abzüge von der Art sepiafarbener Porträts, wie sie vor hundert Jahren zu Zehntausenden gemacht wurden. Der Kopierprozess hat die Züge der Porträtierten verflacht, daher kann man sich nur schwer vorstellen, wie sie einst wirklich aussahen. Was geblieben

ist, sind die pechschwarzen Haare meiner Großmutter, ihr spitzes Kinn, der kleine Mund mit den schmalen Lippen, die meine Mutter und ich auch haben, und eine Haltung, die sich nur als herausfordernd beschreiben lässt. Eine Frau, mit der man rechnen muss. Das andere Porträt, das meines Großvaters, zeigt einen etwas unbestimmt dreinschauenden Mann, hoheitsvoll in Knickerbockern und Tweedjackett, neben einem Stahlrohrstuhl, dem Gipfel an gutem Geschmack in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Von ihm habe ich die Nase und die Hände und wahrscheinlich die Unbestimmtheit, die mich auf ein Zeichen warten ließ, das es offenbar nicht gab.

Der Rest der Familie ist zweifellos auch mal fotografiert worden, doch ihre Porträts sind im brennenden Rotterdam untergegangen oder von den Menschen weggeworfen worden, die ihre Häuser, sofern nicht abgebrannt, bezogen, nachdem die Eigentümer deportiert worden waren, um sich in einem Lager zu erholen, in dem Arbeit frei zu machen versprochen. Wir waren eine Familie ohne Fotoalbum, meine Mutter und ich.

War das vielleicht der Grund, weshalb sie sich so sehr gegen das Porträt sträubte, das Albert auf meinen Wunsch hin von ihr machen sollte? Weil die Ihren in keinerlei Form mehr existierten, ausradiert waren aus der Geschichte ... verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen ...? Wollte meine Mutter auf ihre Weise auch keine Spur hinterlassen?

»Du und ich«, hatte ich gesagt. »Mehr gibt es nicht. Und wenn du bald nicht mehr da bist, dann bin ich der Einzige, der übrig ist, und dann habe ich nur noch meine Erinnerung, und du weißt, wie schlecht mein Gedächtnis ist. Du tust es nicht aus Stolz oder weil du so erpicht auf dich selbst bist, sondern für mich, um mir zu helfen, mich zu erinnern.«

Sie hatte mich mit großen schwarzen Augen angestarrt, die dünnen Lippen zu einem Strich verzogen. Sie rieb sich über den Unterarm, wo eine Narbe an eine Brandwunde erinnerte, die sie

sich einst zugezogen hatte. Es war eine nervöse Angewohnheit, die ich gut kannte.

»Imma?«

Sie wandte ihr Gesicht ab. Ich beschloss, das als Ja aufzufassen.

Nicht lange danach, Anfang 1981, fand die merkwürdige Umkehr in ihrem Leben statt, die ich als Folge plötzlicher Erkenntnis interpretiert hatte, als Epiphanie. Die Baronin von Münchenhausen zieht sich an den eigenen Haaren aus dem Sumpf, so hatte ich es mir gegenüber formuliert, an jenem Abend, als ich sie besuchte und keine geschlossenen Vorhänge vorfand, sondern einen frühlingssfrisch gedeckten Tisch mit kaltem Lamm-schinken und Rucola und schwarzen Tagliatelle. Meine Mutter, die ich noch nie ein Glas Wein hatte trinken sehen, hatte nach-geschenkt, ein Mäusehäppchen hier und ein Mäusehäppchen da genommen und genickt, wenn ich sprach. Erst beim Dessert quoll mein Erstaunen über, und ich konnte die in mir tobenden Fragen nicht mehr zurückhalten.

»Wie soll ich das interpretieren?«, fragte ich.

»Interpretieren?«, erwiderte sie. »Was? Und warum solltest du überhaupt etwas interpretieren müssen?«

»Das Essen. Du hast gekocht. Du hast sogar was draus gemacht.«

»Na ja ...«, sagte sie quasibeleidigt. »Ich besuch einen Kurs.«

»Einen Kurs.«

»Einen *Kochkurs*.«

Ich hatte sie angesehen und plötzlich gemerkt, wie viel Zeit vergangen war. Irgendwie war sie für mich immer vierzig, fünf-undvierzig geblieben, jemand, der halb erstarrt vor Angst das Leben an sich vorüberziehen ließ, eine schweigsame Frau, die die Zähne zusammengebissen und versucht hatte, sich von den Fragen und Gedanken, die sie quälten, nichts anmerken zu lassen. Jetzt aber saß sie am Kopfende des Tisches und war eine

